

Jo Nesbø
MINNESOTA

JONESBØ

MINNESOTA

Kriminalroman

Aus dem Norwegischen
von Günther Frauenlob

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel *Minnesota* bei Aschehoug, Norwegen.



ISBN: 978-3-550-20309-1

© 2025 by Jo Nesbø

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by Ullstein Buchverlage
GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Published by Agreement with Salomonsson Agency
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Sabon LT Pro

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

»We're all living in Amerika, Amerika ist wunderbar.«
Rammstein

KAPITEL I

Ankunft. September 2022

Und was ist der Zweck Ihrer Reise, Mister Holger Rudi?«

Der Zollbeamte sah mich mit müden Augen desinteressiert an und kratzte sich den Oberarm. Das Emblem U. S. Customs and Border Protection bewegte sich dabei langsam auf und ab.

»Recherche«, antworte ich.

»Was genau interessiert Sie?«

Ich bin von Oslo über Reykjavík nach Minneapolis geflogen, der Zeitunterschied beträgt sieben Stunden, und mein Körper sagt mir, dass ich längst im Bett sein sollte. Ich folge deshalb nicht meiner ersten Eingebung und antworte »Mord«, denn das hätte mich nur für Stunden in irgendeinen kleinen Verhörraum gebracht. Stattdessen sage ich, dass ich über einen Polizisten mit norwegischen Wurzeln schreiben möchte.

»Dann sind Sie Schriftsteller?«

Am liebsten hätte ich geantwortet, dass ich Präparator bin, jemand, der Tiere ausstopft, dass ich für die Geschichte, die in meinem Kopf längst Gestalt angenommen hat, eine passende Haut suche. Dieses Bild verfolgt mich schon seit Monaten.

»Ja«, erwidere ich stattdessen müde.

»Das ist ja interessant. Ich bin übrigens in der *Norwegian Lutheran Memorial Church* getauft worden.« Der Zollbeamte reicht mir lächelnd meinen Pass. »Wir sind überall hier in Minnesota.«

Im Taxi auf dem Weg in die Stadt sehe ich sofort, wie sehr sich alles verändert hat. Die Straßen sind neu und werden von Gebäuden gesäumt, die es vor acht Jahren, als ich zuletzt in

Minneapolis war, noch nicht gab. Vor uns ragt die Skyline von Downtown auf. Wir fahren von der Autobahn ab in Richtung Zentrum. Zwischen den Wolkenkratzern fällt mir ein eckiger Koloss auf, in dem sich die Nachmittagssonne spiegelt.

»Was ist denn das da?«, frage ich den Fahrer.

»Das? Das U. S. Bank Stadium. Da spielen die Vikings.«

»Echt?«

»Interessieren Sie sich für American Football?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ich habe die Vikings schon mal spielen sehen, aber das war im alten Stadion. Vielleicht sollte ich mir mal Karten besorgen.«

»Na dann viel Glück.«

»Viel Glück?«

Der Fahrer, ein Schwarzer Mitte fünfzig, sieht mich im Rückspiegel durch seine mandelförmigen Brillengläser an. »Regulär sind die verdammt schwer zu kriegen. Aber gestern hat mir einer eine Karte angeboten, 350 Dollar für einen echt miesen Platz.«

»Wirklich?«

»Ja. Dabei sollte so ein Football-Spiel doch eigentlich etwas sein, wo man seinen Sohn mitnehmen kann. Jetzt ist es wie alles in diesem Land den Reichen vorbehalten.«

Ich schaue aus dem Fenster. Wenn wir hier bei meinem Onkel und meiner Tante zu Besuch waren, sind wir nur selten nach Downtown gefahren. Wir haben immer nur im Laden an der Ecke oder in der Southdale Mall eingekauft. Trotzdem kommt es mir auf den Straßen seltsam still vor, es sind so wenige Leute unterwegs. Vor acht Jahren, als ich mit meinem Vetter im Rooftop-Restaurant in der Hennepin Avenue war, brodelte es hier vor Leben. Insbesondere auf der nächsten Straße, die wir überqueren, der Nicollet Mall.

»Wo sind denn alle?«, frage ich.

»Die Leute, meinen Sie?«

»Ja.«

»Tja, nach dem, was passiert ist, ist hier nichts mehr so wie früher.«

Was passiert ist. Für mich sind das die Morde vor sechs Jahren, für ihn und für den Rest von Minneapolis der Mord an George Floyd vor zwei Jahren. Allein auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt sind wir mindestens an drei Graffiti vorbeigekommen, die den Schwarzen zeigen, der von der Polizei hier in Minneapolis ermordet wurde.

»Das ist lange her«, sage ich.

»Fühlt sich nicht so an«, sagt der Fahrer. »Man könnte meinen, dass das die Menschen hier in der Stadt gegen die rassistische Polizei aufgebracht hat. Aber was passiert ist, hat die Stadt selbst irgendwie zerrissen. Und dann kam noch diese Pandemie. Wenn man so will, war das echt *the perfect storm* ...«

Wir halten vor dem Hilton. Ich zahle bar und gebe reichlich Trinkgeld. Bevor er fährt, sage ich, dass ich jemanden brauche, der mich in der Stadt herumfährt. Er gibt mir seine Telefonnummer, und dann einigen wir uns auf einen Stundenlohn und vereinbaren, dass ich ihn anrufe, wenn ich so weit bin.

In der großen Lobby des Hotels sind nur wenige Menschen. Auch das Restaurant ist nur spärlich besetzt. Die Frau an der Rezeption lächelt mich vermutlich hinter ihrem Mundschutz an. Ich reiche ihr meinen Pass, und als sie sieht, dass ich das Zimmer für mehr als eine Woche reserviert habe, macht sie mich darauf aufmerksam, dass es nur jeden fünften Tag gereinigt wird. Sie gibt mir die Schlüsselkarte zu Zimmer 2406. Es liegt, wie gewünscht, fast ganz oben.

»*Nosebleed section?*«, sagt der Mann im Cowboyhut augenzwinkernd, als ich auf die 24 drücke. Er sagt es auf die beiläufige, neckende und doch freundliche Art, die man bei so vielen Amerikanern wie auch bei Menschen aus dem Norden von Norwegen findet. Ich versuche, ähnlich humorvoll zu antworten, aber ich bin aus Südnorwegen. Dann konzentriere ich mich darauf, den Druck in meinen Ohren auszugleichen.

Das Bett ist groß und weich, und ich schlafe sofort ein.

Als ich wach werde, muss ich auf die Toilette. Um nicht ganz aufzuwachen, mache ich kein Licht an, die Toilettenschüssel finde ich auch so. Als ich mich setzen will, verliere ich das Gleichgewicht, bevor mein Hintern auf die Brille klatscht. Ich hatte vergessen, dass die Toiletten in den USA niedriger als in Norwegen sind. Im selben Moment fällt mir ein, dass ich als kleines Kind immer gedacht habe, dass die Amerikaner kinderfreundlicher seien. Dafür sprachen aus meiner Sicht auch die vielen Fernsehsender mit Zeichentrickserien und Kinderfilmen, die Regale voller bunter Süßigkeiten in der Mall und der Freizeitpark Valleyfair, in dem mein Onkel mir bei jedem unserer Sommerbesuche eine neue Attraktion zeigen konnte. Für mich waren die USA damals ein Paradies. Kurz gesagt: Ich liebte dieses Land. Und auch wenn ich mit der Zeit einsehen musste, dass es nicht perfekt ist, blieb die Liebe doch erhalten.

Als ich zum zweiten Mal wach werde, ist es noch immer dunkel. Ich stehe auf, wähle die Nummer des Taxifahrers und bitte ihn, mich an der Kreuzung Nicollet Mall und S 10th Street aufzulesen. Dann gehe ich nach draußen. Im Osten wird es auf der anderen Seite des Mississippi über der Zwillingsstadt St. Paul langsam hell. Ich komme auf dem Bürgersteig an einem Obdachlosen vorbei, der schlafend an einem Wolkenkratzer lehnt, auf dem das Logo einer U. S. Bank prangt. Als erhoffte er sich von ihr ein bisschen Wärme. In der Nicollet Mall steht ein Polizeiwagen. Durch die getönten Scheiben kann ich nicht erkennen, ob jemand im Fahrzeug sitzt. Nach einer Weile hält das Taxi vor mir am Straßenrand. Ich setze mich auf die Rückbank.

»Zuerst nach Jordan.«

Der Fahrer sieht mich im Spiegel an. »Die Stadt?«

»Nein, das Viertel.«

Ich sehe ihn zögern.

»Stimmt was nicht?«

»Nein, Sir. Aber wenn Sie Dope kaufen wollen, müssen Sie ein anderes Taxi nehmen.«

»Das habe ich nicht vor. Ich will mir *The Projects* anschauen.«

»In Jordan? Die gibt es nicht mehr, Sir.«

»Nicht?«

»Die letzten Blocks sind vor fünf oder sechs Jahren abgerissen worden.«

»Dann will ich trotzdem dahin.«

Wir fahren durch eine noch immer schlafende Stadt. Man muss schon auf Details achten, wenn man bemerken will, dass man von einem reicherem Viertel in ein ärmeres fährt. Ist das Gras vor den kleinen Häusern gemäht und wurde der Müll abgeholt? Oder welche Autos stehen am Straßenrand?

Wir fahren an einer rund um die Uhr geöffneten Winner-Tankstelle vorbei, wo uns vier Schwarze nachschauen.

»Verticken die Dope?«

Der Fahrer antwortet nicht. Ein paar Häuserblocks weiter hält er an.

»Hier«, sagt er. »Hier standen die letzten Hochhäuser von Jordan.«

Ich starre auf ein Schild mit dem Text: »*No guns permitted beyond this point*«. Dahinter steht ein flacher Neubau. Es ist eine Grundschule. Im Halbdunkel huschen zwei Eichhörnchen nervös über den Rasen, ihre buschigen Schwänze folgen ihnen in seltsam weichen Bewegungen.

Und was ist der Zweck Ihrer Reise, Mister Holger Rudi?

Ich habe vor, mich in den Kopf eines Mörders zu versetzen. Will den 2016 hinterlassenen Spuren folgen. Für ein Buch, das schon recht weit fortgeschritten ist und den Arbeitstitel *Der Rächer von Minneapolis* trägt. Ich gehe davon aus, dass der Verlag, der es veröffentlichen will, eine Meinung zu dem Titel des Buches, aber keine Ahnung haben wird, wie er es bewerben soll. True Crime ist gerade angesagt, die Leute bekommen anscheinend von blutigen Morden nicht genug, insbesondere

wenn den Taten etwas Unerklärliches und Unerwartetes anhaftet oder nicht alles bis ins letzte Detail aufgeklärt ist, sodass es Raum für luftige Verschwörungstheorien gibt. Mein Buch hat all das zu bieten, sieht man einmal vom letzten Punkt ab. Die Antworten stehen fest, die Schuldfrage ist geklärt. Was noch aussteht, ist die Suche nach den Beweggründen des Täters, also nach einer Erklärung dafür, warum passiert ist, was passiert ist. Um diese Frage beantworten zu können, muss ich mich in die Köpfe nicht nur des Mörders, sondern aller Akteure dieser Geschichte versetzen. Ich muss alles verwenden, was ich bereits weiß, und gebrauche meine Fantasie, um die Welt im Allgemeinen und die Tatorte im Speziellen mit ihren Augen zu sehen. Ich muss das Menschliche im Unmenschlichen finden und den Leser – wie auch mich selbst – mit der Frage konfrontieren: Könnte das auch ich gewesen sein?

Ich habe mir für diese Feldarbeit acht Tage freigehalten. Mir bleibt demnach nicht allzu viel Zeit. Ich sollte also loslegen und beginne mit der Tat, die genau hier geschah, wo ich jetzt stehe. Damals im Morgengrauen, vor sechs Jahren.

Ich schließe die Augen und sehe die Hochhäuser in den Himmel ragen. Im siebten Stock steht ein Fenster offen. Ich eile hinauf. So, jetzt bin ich er. Ich schaue nach draußen und sehe alles. Höhe verschafft Überblick.

KAPITEL 2

Fadenkreuz. Oktober 2016

Die Höhe verschaffte mir Überblick. Ich wollte für eine Weile ein unbeteiligter Beobachter sein oder könnte jedenfalls so tun. Ein, wie ich glaubte, objektives Urteil über die Gesellschaft fällen, über den Ameisenhaufen unter mir, die Menschen und ihre Leben. Schon seit sieben Uhr saß ich hier oben in der siebten Etage. Unter mir strömten die Menschen aus den Türen der Wohnblocks des Jordan-Projects. Es war elf Minuten nach acht. Dienstagmorgen. Autos fuhren vom Straßenrand los, und auch der Parkplatz an den Gebäuden leerte sich. Weißer Rauch kam aus den Schornsteinen. Gelbe Schulbusse mit vergitterten Fenstern sammelten wie rollende Gefängnisse Kinder ein. Wie ein Präludium zu dem Leben, das vor ihnen lag. Andere Busse brachten Menschen zur Arbeit. Fabrikjobs der niederen Art. Aber nicht alle, die in den Blocks lebten, gingen zur Schule oder zur Arbeit. Viele waren noch im Bett. Einige starrten an die Decke, hatten die Hoffnung verloren, mit der der erste afroamerikanische Präsident des Landes sie vor acht Jahren erfüllt hatte. Jetzt stand sein Auszug aus dem Weißen Haus bevor, und sie lagen da und versuchten, eine Antwort auf die Frage zu finden, die sie sich immer wieder stellten: Warum das alles? Warum überhaupt aufzustehen?

Wieder ging eine Tür auf und spuckte jemanden aus, der allem Anschein nach einen Grund gefunden hatte. Auffällig an diesem Wohnprojekt war, dass sich die Haustüren nach innen statt nach außen öffnen ließen. Angeblich, weil es viel schwerer ist, einzubrechen, wenn der Türspalt durch den Rahmen

verborgen ist, und weil die Gefahr, hier in Jordan von einem Einbrecher getötet zu werden, größer ist als die, in der Wohnung zu verbrennen. Dabei war Jordan das Viertel in Minneapolis mit den meisten Brandstiftungen.

Dreizehn Minuten nach acht. Eine blasse Herbstsonne rang mit dem Morgen Nebel. Ich legte mein Auge an das Zielfernrohr und platzierter das Fadenkreuz auf der Tür von Block 3. Gestern hatte er das Haus exakt um 8:16 Uhr verlassen. Gestern war Montag, heute ist Dienstag. Menschen sind Gewohnheitstiere, warum sollte er nicht auch heute zur selben Zeit zur Arbeit gehen? Trotzdem saß ich schon seit sieben Uhr hier. Immerhin war er selbstständig, und es war ja möglich, dass er sich an Montagen etwas mehr Schlaf gönnen könnte als an den anderen Wochentagen.

Ich rieb meine Hände. In der Nacht hatte es gefroren. Kalter Wind zog durch die Gardinen, die ich an die Scheibe geklebt hatte, damit sie mir nicht in die Schusslinie flatterten. Die Dealer hatten mittlerweile an den Ecken der Blocks ihre Posten bezogen, und auch die ersten Kunden waren schon da. Bei den meisten handelte es sich um Schwarze, ein paar Latinos, aber aus den Fenstern einiger Autos, die am Straßenrand gehalten hatten, waren auch weiße Arme gestreckt worden. Viertel nach acht. Ich atmete tief den Geruch von altem Bratfett ein, gemischt mit Zigarettenqualm und Knoblauch. Ich hatte dieses Einzimmerapartment ein allerletztes Mal gründlich geputzt, der Gestank des alten Teppichbodens war aber noch derselbe und würde auch noch derselbe sein, wenn der Block in Kürze abgerissen wurde.

Sechzehn Minuten nach acht. Meine Oberschenkel brannten. Ich ließ mich auf die Unterschenkel sinken, um die Muskeln zu entlasten, aber meine Position war alles andere als optimal. Ich kniete auf dem Sofa, das ich ans Fenster geschoben hatte. Der Lauf des Gewehrs ruhte auf der Lehne eines Stuhls. Die Entfernung betrug 330 Yards, etwas zu viel, besonders bei diesen Windverhältnissen. Am liebsten hätte ich es

mit einem Kopfschuss schnell hinter mich gebracht. Aber das Risiko, den Mann zu verfehlten und meinen ganzen Plan zu gefährden, war zu groß. Deshalb wollte ich ihm zuerst in die Brust schießen, so ginge er schon mal zu Boden, und ihm dann den Gnadenstoß versetzen. Das Gewehr war ein M24, das ich vor sechs Tagen für 1.900 Dollar gekauft hatte. Natürlich nicht in einem Waffenladen, sondern hier bei einem Dealer, der Drogenabhängige ohne Vorstrafen, die schnelles Geld brauchten, als Strohmänner einsetzte. Er schickte sie in die »einfachen« Waffenläden, wo die Besitzer keine Fragen stellten, obwohl eigentlich schon von Weitem zu erkennen war, dass die Männer die Waffen nicht für sich haben wollten. Die Händler begnügten sich mit einem Blick auf die Papiere und verkauften potenzielle Mordwaffen an Junkies, die keine Ahnung hatten, wie man diese Dinger überhaupt bedient. Der Dealer zahlte seinen Strohmännern maximal zwanzig Dollar pro Waffe, verkaufte diese dann aber mit einem Aufschlag von 50 Prozent auf den Ladenpreis weiter. Sein Name war Dante, ein fetter Aufschneider, der auf dem Land unweit von Minneapolis aufgewachsen war, jetzt aber nur noch italienische Anzüge trug, italienisch essen ging und mit einem aufgesetzten italienischen Akzent redete. Er hatte sein Geschäft in einer Garage zwei Blocks entfernt, wo er seine Kunden natürlich auch auf die italienische Art über den Tisch zog. Die meisten waren Leute mit einer kriminellen Vorgeschichte. Nicht irgendwelche kleinen Ganoven, die ihre Freundinnen in einen Waffenladen schickten oder selbst mit gefälschtem Ausweis dort auftauchten, sondern Menschen, die bereit waren, etwas mehr für einen sauberen Deal zu bezahlen. Und für die Ge-wissheit, dass die Waffe, sollte sie an einem Tatort liegen bleiben, nicht zu ihnen zurückverfolgt werden konnte.

Dante achtete weder auf sein Gewicht noch auf seine Gesundheit. Dafür umso mehr auf sein Aussehen. Haare und Bart sahen aus wie mit einer Nagelschere geschnitten, und seine Kleidung war immer farblich aufeinander abgestimmt.

Und er liebte Gold. Er hatte Gold in der Augenbraue, Gold in den Ohren, Gold um den Hals und – natürlich – Gold in den Zähnen.

Diese Goldzähne waren mir in seiner Garage als Erstes aufgefallen. Sie glänzten feucht, als er sagte, dass ich mit dieser Waffe hoffentlich nur Jagd auf Hirsche machen wolle, da er sie, was selten vorkam, nicht über einen Strohmann gekauft habe.

»Ich meine bloß, Sie brauchen mir nicht zu antworten, *amigo*.«

Der Hinweis war überflüssig, ich hatte kein Wort gesagt, seit ich in die Garage gekommen war. Aber ich konnte ihm ja auch kaum sagen, dass er es war, auf den ich Jagd machen wollte. Oder dass er mir gerade die Waffe verkaufte, mit der er selbst getötet werden sollte. Ich war erleichtert, dass er allein in der Garage war, hatte aber weder die Sonnenbrille abgesetzt noch die eng anliegende Kapuze des Hoodies abgenommen. Ich hatte einfach nur in Richtung des Gewehrs und der zwei Handgranaten genickt, die ich haben wollte, und ihm das Geld hingeblättert. Als er mir das zugehörige Futteral reichte, wickelte ich die Waffe selbst in Noppenfolie ein und legte sie neben dem Zielfernrohr und den beiden Granaten in die ausgestanzten Bereiche des Schaumgummis. Er hatte dabei lange auf meine Hände gestarrt. Vielleicht war ihm der Teufelsstern auf meinem Handrücken aufgefallen. Oder die Narbe auf der Wange. Es war möglich, dass er mit jemandem darüber gesprochen hatte, aber das spielte ebenso wenig eine Rolle wie die Tatsache, dass er mir zum Abschied in – wie er sicher glaubte – brauchbarem Spanisch »*Hasta la vista*« nachrief.

»Auf ein Wiedersehen.«

Er hatte keine Ahnung, wie richtig er damit lag.

Die Tür öffnete sich erneut.

Dante.

Er trat einen Schritt vor die Tür und blieb stehen. Genau wie am Tag zuvor sah er nach rechts und links und schlug sich

dann mit der rechten Faust in die linke Hand. Als wäre jeder Tag ein Fight oder als hätte man jeden Morgen aufs Neue die Wahl, nach links oder rechts zu gehen. Wie naiv sind wir eigentlich?

Sein Wagen – ein Maserati – stand auf dem Parkplatz hinter dem Block. Er war nicht gerade neu, trotzdem grenzte es an ein Wunder, dass ein solches Gefährt unbehelligt in Jordan parkte. Die Erklärung dafür war aber recht simpel: Das Auto war für seine Gangkunden tabu, und das wusste hier in Jordan jeder.

Ich platzierte das Fadenkreuz auf seiner Brust. Hatte Abstand und Winkel berechnet und das Zielfernrohr entsprechend korrigiert, da er weit unter mir stand. Ich hielt den Atem an und versuchte, ruhig den Abzug zu drücken. Mein Puls war sicher höher als normal. Und als er sein sollte. Der Abzug gab nach. Und nach. Es fiel aber kein Schuss. Der Puls kletterte weiter in die Höhe, und ich sagte mir, dass ich nicht ungeduldig werden oder daran denken durfte, dass Dante sich jeden Moment in Bewegung setzen und damit zu einem noch schwierigeren Ziel werden könnte. Ich durfte nicht überhastet handeln. Musste den Druck nur noch etwas erhöhen.

Der Mann dort unten schüttelte sich leicht in seinem Mantel und blies in seine Hände. Wie ein Spieler, der auf die Würfel pustet.

Er wandte sich nach rechts.

Im selben Moment ging ein Ruck durch das Gewehr. Ich schien es aber richtig gehalten zu haben, denn Dante verschwand nicht aus meinem Blickfeld. Er erstarrte, als wäre ihm eingefallen, dass er etwas vergessen hatte. Dann fiel irgendwas aus der Innenseite seines langen Mantels. Ich musste gleich an den Moment denken, in dem Monica und ich im Bad standen und ihr das Fruchtwasser abging und auf die Fliesen platschte. Wir beide sind erstarrt, voller Angst und Glück, Angst und Glück.

Es war Blut. Dante fiel und blieb im Dunkel des Flurs liegen. Nur seine Füße ragten nach draußen. Kein Schrei, kein Rufen war zu hören, keine schnellen Schritte oder hastig zugeworfene Türen. Nur das unbeirrbare Rauschen des Verkehrs auf der nahe gelegenen Autobahn. Und dann, plötzlich, Hip-Hop-Musik. Einer derjenigen, die noch im Bett gelegen hatten, war aufgestanden und hatte das Fenster geöffnet, um nachzusehen, was los war.

Ich spürte das aufkommende Zittern und die Übelkeit, dachte aber wieder an Monica und die Kinder. Konzentrierte mich auf sie, als ich das Gewehr neu lud. Legte an. Drückte das Auge noch einmal an das Zielfernrohr und sah ihn regungslos in der Tür liegen. Seine Schuhe sahen teuer aus. Dachte, dass es dauern würde, bis die Polizei hier in Jordan eintreffen würde, und dass bis dahin sicher jemand diese Schuhe gestohlen hatte. Ich musste etwas wegblinzeln, das ich ins Auge bekommen hatte, und als mein Blick wieder klar war, bewegten sich die Schuhe. Jemand in dem dunklen Flur musste ihn zurück ins Haus ziehen, in Sicherheit. Ich wollte abdrücken, doch der Gedanke, dass ich dabei einen Nachbarn treffen könnte, der nur Mitgefühl zeigte, ließ mich zögern. Gerade als ich mich entschied, das Risiko einzugehen, weil es niemanden gibt, der restlos unschuldig ist, fiel die Tür ins Schloss.

Ich stand auf, musste mich auf die Anrichte der Küche stützen, weil mein Fuß eingeschlafen war. Dannwickelte ich das Gewehr in die Folie und wischte die Anrichte, die Armlehne des Sofas und die Rückenlehne des Stuhls ab. Schließlich ging ich ins Bad. Zog mich an und zupfte ein wild wucherndes Haar aus meinen Augenbrauen. Ich hielt es zwischen den Fingern, legte es auf die Zunge und schluckte. Es kratzte im Hals, als wollte es nicht runter. Zuletzt setzte ich die Sonnenbrille auf und zog mir die Kapuze über den Kopf. Schulterte die Tasche mit all meinen Sachen, nahm den Blumentopf mit der Yuccapalme, ließ meinen Blick noch einmal durch die Wohnung schweifen und verließ sie ein letztes Mal.

Ich ging zwei Treppen nach oben zu Mrs. White. Klopfte an. Hörte schlurfende Schritte. Dann wurde es hinter der Tür still. Vermutlich musterte sie mich durch den Spion. Die Tür ging auf. Ich hatte sie natürlich nie gefragt, aber Mrs. White musste mindestens achtzig sein. Eine nette, grauhaarige Schwarze, die nach Aprikosenmarmelade oder Honig roch. Oder nach irgend etwas dazwischen.

»Tomas«, sagte sie. »Es ist lange her, dass ich Sie gesehen habe. Haben Sie auch diesen Knall gehört?«

Ich reichte ihr wortlos die Pflanze.

»Für mich?«, fragte sie lächelnd und sichtlich überrascht.

Ich nickte.

Sie legte den Kopf zur Seite. »Stimmt was nicht, Tomas? Sie sehen so ... tot aus. Wegen der Katze? Sie vermissen sie, oder? Hat er gesagt, wann er damit fertig ist? Wissen Sie, Sie müssen Geduld haben.«

Ich nickte wieder. Dann drehte ich mich um und ging. Spürte, dass sie in der Tür stehen blieb und mir hinterherblickte. Nachdenklich. Vielleicht ahnte sie, dass sie mich zum letzten Mal gesehen hatte.

Der Fahrstuhl brachte mich bis ganz nach unten.

Draußen war die Luft schneidend kalt, der morgendliche Nebel löste sich gerade erst auf. Die Sonne würde an diesem Tag die Oberhand gewinnen. Ich lief mit schnellen Schritten in Richtung Downtown.

Vierzig Minuten später war ich da.

Das Zentrum von Minneapolis erinnerte mich immer an diese für die Achtziger typischen Autos aus Detroit, gefangen irgendwo zwischen Vergangenheit und Zukunft. Sauber und ordentlich, gnadenlos konservativ, praktisch und ohne Zweifel langweilig. Wir hatten Wolkenkratzer und Brücken, aber eben kein Empire State Building und auch keine Golden Gate Bridge. Und fragte man jemanden aus London, Paris oder New York, an was er dachte, wenn er Minneapolis hörte, lautete die Antwort vermutlich Seen und Wälder. Okay, etwas

informiertere Leute kamen vielleicht noch auf das längste zusammenhängende Highway-Netz des Landes.

Auf dem Weg zur Kreuzung Nicollet Mall und 9th Street kam ich unter einer Brücke aus Glas und Stahl hindurch, die die Bürogebäude mit den Shopping Malls verband, in die sich die Menschen flüchteten, wenn die Temperaturen im Winter unter den Gefrierpunkt und im Sommer in die Höhe wanderten.

Ich betrat die kleine Tierhandlung. Ein Kunde wurde bedient, es hörte sich an, als bestellte er einen größeren Käfig für sein Kaninchen. Man kriegt ja immer wieder mal etwas mit, das den Glauben an die Menschheit aufrechterhält. Ich stellte mich vor eines der Aquarien, und als der Verkäufer zu mir kam, zeigte ich auf einen der kleinen Fische, die darin herumschwammen, und sagte, dass ich den da haben wolle.

»Ein Zergkugelfisch«, sagte er und fing den grünen Fisch mit einem kleinen Netz. »Als Aquarienfisch ist der aber nichts für Anfänger. Der braucht sehr gute Wasserqualität.«

»Das weiß ich«, erwiderte ich.

Er steckte ihn in einen Plastikbeutel mit Wasser, den er sorgsam verknotete. »Passen Sie auf, dass Ihre Katze den nicht frisst. Oder Sie selbst. Das Gift, das in den Organen dieser Fische produziert wird, ist hundertmal ...«

»Ich weiß«, unterbrach ich ihn. »Kann ich bar zahlen?«

Dann stand ich wieder draußen auf der Straße.

Ein schwarz-weißer Wagen kam langsam auf mich zugerollt. Auf der Seitentür prangte das Emblem des MPD, ergänzt durch das Motto – *To Protect with Courage, To Serve with Compassion*. Vielleicht witterten die Polizisten hinter den getönten Scheiben etwas. Sie würden mich aber nicht anhalten. Nachdem sie in den Medien so viel Kritik für die unmotivierte Durchsuchung von Mitgliedern ethnischer Minderheiten einstecken mussten, hatte der Polizeipräsident des MPD erst kürzlich verkündet, dass sie mit dieser Unsitte nun gründlich aufräumen würden. Ein Bauchgefühl reichte als Grund nicht mehr aus, jemanden wie mich anzuhalten.

Der Wagen fuhr an mir vorbei, ich wusste aber, dass ich gesehen worden war. Wie ich wusste, dass die Überwachungskameras, von denen es an der Ecke der Nicollet Mall und der 9th Street, wie in der ganzen Stadt, eine ganze Reihe gab, mich gefilmt hatten.

Und ich wusste noch etwas.

Ich war tot.

KAPITEL 3

Dinkytown. September 2022

Ich öffne die Augen in meinem eigenen Kopf und sitze wieder im Taxi. Natürlich kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ob ich mich wirklich in den Kopf des Mörders versetzt und seine Gedanken gedacht habe, als er vor sechs Jahren über die Nicollet Mall gelaufen ist. Und ob er wirklich fand, gestorben zu sein. Ich weiß nur, dass er zu diesem Zeitpunkt auf der Nicollet Mall war, das ist auf den Schwarz-Weiß-Bildern der Überwachungskameras zu erkennen, die mittels binärer Codes in digitale Aufnahmen umgewandelt wurden, die jeden Zweifel daran ausräumen.

Ich bitte den Fahrer, nach Dinkytown zu fahren.

Die Sonne geht langsam auf, während wir den Fluss überqueren und in das Viertel mit den niedrigen Häusern rollen. Die Welt ist hier eine ganz andere als in Jordan. Dinkytown ist das Viertel der Studenten. Der Menschen mit Zukunft, die irgendwann in den glänzenden Gebäuden arbeiten werden, in den aus Granit gebauten Rathäusern, in den Lehrerzimmern, und die sich dann auf einem der 350-Dollar-Plätze im U.S. Bank Stadium breitmachen werden. Als ich alt genug war, sind mein Vetter und ich oft hierhergekommen, um in den kleinen Lokalen Bier zu trinken. Wir fanden Dinkytown spannend, eine ganz andere, bohemeartige Welt, in der es nach Marihuana und Testosteron roch. Überall waren junge Menschen, wir hörten Musik und verliebtes Lachen. Dinkytown war ein bisschen wild, aber eben auch nicht zu gefährlich. Der perfekte Ort für den kurzen, freiheitverheißenden

Schwebezustand zwischen Jugend und Erwachsenenleben und behütet genug, damit die meisten, wie auch ich selbst, wieder auf den Füßen landeten. Einmal hatte die Freundin meines Veters eine Freundin mitgebracht, mit der ich mich aus der Bar geschlichen und dann in einer Nische zwischen den Häusern einen Joint geraucht habe, bevor wir miteinander Sex hatten. Eigentlich Sex der Sorte, die man schnell wieder vergisst, wäre die Kulisse – für mich – nicht so exotisch gewesen.

Jetzt erkenne ich das Viertel kaum wieder. Es sieht aus wie ein Aufsatz, in dem der Lehrer alle grammatischen Unebenheiten korrigiert und alle zu freizügigen Sätzen gestrichen hat. Wir kommen an der Stelle vorbei, wo ein Cafébesitzer damals hartnäckig behauptet hat, Bob Dylan hätte bei ihm seinen ersten Auftritt gehabt, als er aus Hibbing zum Studieren in die Stadt gekommen war. Das Café ist nicht mehr da, stattdessen entsteht dort jetzt ein gewaltiges Gebäude. Ich frage den Fahrer, ob er glaubt, dass die violette Fassade eine Hommage an den anderen großen musikalischen Sohn der Stadt ist, Prince. Der Fahrer schüttelt nur lächelnd den Kopf.

»Aber *Al's Breakfast* gibt es noch immer«, sage ich und zeige etwas weiter vorne auf die Tür eines lang gestreckten, schmalen Gebäudes, in dem man sich – sollte es ganz hinten noch einen freien Platz geben – zwischen der fetttriefenden Wand und den Gästen am Tresen hindurchschieben muss.

»Sollten die jemals auf die Idee kommen, *Al's* zu schließen, würde es hier einen Aufstand geben«, sagt der Fahrer und lacht herzlich.

Vor der Brücke über die Eisenbahnlinie bitte ich ihn anzuhalten. Ich steige aus dem Wagen und schaue nach unten auf die Schienen. Früher fuhren hier nur vereinzelte Güterzüge, und angesichts der Vegetation, die zwischen den rostigen Schienen wächst, sind das nicht unbedingt mehr geworden. Ich überquere die Straße und gehe zu dem Ecklokal, an dessen Fassade noch immer »*Bernie's Bar*« steht. Das Lokal ist geschlossen, und an der Scheibe hängt ein Plakat, dass die

Räume zu vermieten sind. Drinnen steht noch der Tresen, ansonsten ist das Lokal ausgeräumt.

Jetzt tauche ich in den Kopf des Polizisten ein, um mir vorzustellen, wie das alles gewesen sein kann, an dem Morgen vor sechs Jahren.

KAPITEL 4

Oz. Oktober 2016

Bob Oz atmete zischend durch die Zähne aus und stellte das leere Glas auf den Tresen. Er hob den Blick und betrachtete sein Spiegelbild zwischen Regalbrettern und Flaschen. Ein neuer Kollege hatte ihn gestern gefragt, warum die anderen ihn One-Night-Bob nannten. Er hatte geantwortet, der Grund dafür sei wohl, dass er seine Fälle in einer Nacht löse.

Bob musterte One-Night-Bob. Er hatte die vierzig überschritten, aber war das nicht noch immer dasselbe Gesicht, in das er jetzt schon seit zwanzig Jahren starre? Er war kein attraktiver Mann, hatte jedoch wie sein Vater ein Äußeres, an dem sich die Zeit abmühte. Sah man einmal von ein paar Kratzern und Schrammen ab. Sein Babyspeck war weg, und seine Gene, ob nun gute oder schlechte, hatten das Gesicht eines reifen Mannes geformt. Weiße Haut, die die Sonne nur verbrannte, aber nie bräunte. Rote, dichte Haare auf dem Kopf, dessen charakteristische Form den Skandinaviern den Beinamen Quadratschädel beschert hatte, als sie aus Norwegen hierher emigriert waren. Relativ gesunde Zähne und blaue Augen, umgeben von einem Weiß, in das sich seit der Trennung ein deutliches Rot geschlichen hatte. Die Augen standen etwas vor, aber das war laut eines seiner One-Night-Stands kein Nachteil, da er so den Eindruck vermittelte, er würde zu hören, wenn man mit ihm redete. Eine andere Frau hatte gesagt, dass sie sich im ersten Moment wie Rotkäppchen gefühlt hätte, das sich fragte, warum der Wolf so große Augen habe. Bob Oz beendete die Inventur und richtete sich auf dem Bar-

hocker auf. In seiner Jugend hatte er gerungen und geschwommen, ohne sich bei einer dieser Sportarten wirklich auszeichnen zu können, trotzdem wirkte sein Körper aus unerfindlichen Gründen noch heute athletisch. Er schob die Hand unter den senfgelben Kaschmirmantel, der zu seinem Markenzeichen geworden war, und senkte den Blick. Das Hemd spannte über einem erbärmlichen, kleinen Bierbauch. Dabei hatte er seit der Trennung von Alice vor drei Monaten weniger als jemals zuvor gegessen. Und an den Pillen konnte es auch nicht liegen, die nahm er nicht mehr. Andererseits trank er mehr, deutlich mehr, und das war ja auch eine mögliche Erklärung.

Den Spitznamen One-Night-Bob hatte er von einem Kollegen ganz zu Beginn seiner Karriere bekommen, noch bevor er Alice getroffen und One-Woman-Bob geworden war. Damals hatte er mit den Kollegen jeden noch so kleinen Erfolg gefeiert – und wenn es eng wurde, auch die Niederlagen –, und in den Bars in Dinkytown hatte es immer genug junge Frauen gegeben, mit deren Hilfe er die Niederlagen abschütteln konnte. Schließlich war er häufiger mit einer Frau an seiner Seite aufgewacht als ohne. Seinen Kollegen hatte dabei am meisten impressioniert, dass dieser unglaublich blasse, rothaarige Typ auch noch auf Frauen wirkte, wenn er so betrunken war, dass er kaum noch stehen konnte. Wer nach Bobs Geheimnis fragte, bekam die immer gleiche Antwort zu hören, dass er nämlich härter arbeitete als alle anderen und nie aufgab. Einige dieser Frauen habe er regelrecht ins Bett gequatscht. Wer nicht gut aussah, kein Geld oder Charme hatte, müsse härter arbeiten als die Konkurrenz, so einfach war das.

»Noch einen?«

Bob nickte und musterte die Barfrau, die ihm Whisky einschenkte. Sie erinnerte ihn an jemanden, es dauerte aber eine Weile, bis er die Ähnlichkeit mit Chrissie Hynde erkannte, der Sängerin und Gitarristin der Pretenders. Schwarze Haare, vorne kurz geschnitten. Eine freche, selbstbewusste Erscheinung, mehr Stil als Schönheit. Hohe Wangenknochen,

schmale, etwas schräg stehende Augen. Ein bisschen Mascara. Russische Gene? Dünne, lange Glieder. Enge Jeans, als wüsste sie, dass sie gut aussah. Das weite T-Shirt verriet, dass sie da oben nichts hatte, womit sie punkten konnte. Aber okay, Bob war sowieso immer ein Po-und-Beine-Mann gewesen. Die halb geschlossenen Gardinen der Bar hielten einen Großteil der Vormittagssonne draußen, die tiefen Falten in ihrem Gesicht waren aber trotzdem zu erkennen. Sie schien es nicht immer leicht gehabt zu haben. Mitte dreißig, rein äußerlich vielleicht eher vierzig. Gut, das erhöhte seine Chancen.

Bob trank einen Schluck und blies noch einmal Luft durch die Zähne. Das Schild vor der Bar hatte mit einer Happy Hour geworben, die galt aber nur für bestimmte Whiskymarken, also nimmt man, was man kriegt. Bob räusperte sich.

»Liza, du heißt doch Liza, oder?«

»Wenn du willst«, antwortete sie und räumte gähnend das Bierglas des Mannes weg, der gerade die Bar verlassen hatte.

»Der Typ, der gerade gegangen ist, hat dich so genannt.«

»Alles klar.«

»Okay«, sagte Bob und trank noch einen Schluck. »Du hast das sicher schon mal gehört, Liza, aber soll ich dir was sagen? Meine Frau versteht mich nicht.«

Liza antwortete knapp und ohne eine Miene zu verzieren:

»Und da hatte ich doch so gehofft, du hättest keine.«

Bob musste lächeln. »Bringt dir diese Zeile Trinkgeld?«

»Und deine, kriegst du die Frauen damit ins Bett?«

Bob betrachtete nachdenklich ihr unbewegtes Gesicht.

»Wenn wir das zahlenmäßig ein bisschen eingrenzen wollen und du mit Bett vollendeten Beischlaf meinst, dann reden wir etwa von ...«

»Vergiss es«, unterbrach sie ihn. »Sagen wir, dass dir dafür das Trinkgeld erspart bleibt, und mir das ...« Sie formte mit den Lippen das Wort »Bett«, wandte ihm den Rücken zu und wusch den Lappen im Spülbecken aus.

»Okay, Liza. Aber *for the record*, meine Frau versteht mich

wirklich nicht. Also, lange Zeit hat sie das, doch irgendwann dann nicht mehr. Plötzlich war ich für sie ein Buch mit sieben Siegeln.«

Liza sah sehnsüchtig zu den Tischen, an denen die beiden einzigen anderen Gäste saßen, als wolle sie davon erlöst werden, sich das weiter anhören zu müssen. Bob tastete mit der rechten Hand nach seiner Jackentasche. Es war zehn Jahre her, dass das Rauchverbot eingeführt worden war, aber nach ein oder zwei Drinks in einer Bar kam es noch immer vor, dass die Gewohnheit übernahm und er nach dem Zigarettenpäckchen griff, das nicht da war. Es war schon seit dem Abend vor zwölf Jahren nicht mehr da, an dem er ihr begegnet war. Rauchend hatte er damals der Theorie eines Kollegen gelauscht, dass es Bobs französische Art zu inhalieren sei, die die Frauen schwach mache. Also die Technik, den Rauch durch den Mund herauszulassen und gleich wieder durch die Nase einzutauen. Das Vulgäre kombiniert mit Kontrolle deute eine hemmungslose, dunkle Sexualität an. In diesem Moment war ein anderer Kollege gemeinsam mit einer Frau in die Bar gekommen. Der Kollege hatte sie ihm vorgestellt, ihr Name war Alice. Sie war Psychologin, noch dazu ein paar Inches größer als Bob und auf eine derart atemberaubend idiotische Weise schön, dass Bob sie sofort abgeschrieben hatte. Einer seiner Tipps fürs Anbaggern lautete, sich realistische Ziele zu setzen, und Alice spielte ganz offensichtlich in einer höheren Liga. Außerdem – wobei das eher ein praktisches als ein moralisches Hindernis war – hatte sie ein Date mit einem Kollegen, der sie zu allem Überfluss bereits gewarnt und ihn als One-Night-Bob vorgestellt hatte. Sie fragte ihn schon beim ersten Drink danach, nur dass sie nicht wie seine Kollegen wissen wollte, wie er das machte, sondern warum er all diese Frauen haben musste, wenn er sie in Wahrheit doch gar nicht wollte? Und da sie Psychologin war und als Beute nicht infrage kam, entschloss er sich, ihr seine Beweggründe so ehrlich und verletzlich anzuertragen, wie er nur konnte. Ganz egal, Welch

schlechtes Licht das auf ihn warf. Er sagte, dass sein Verhalten vermutlich mit der schwierigen Beziehung zu seiner Mutter zusammenhänge, dass er als Kind nicht genug Liebe bekommen habe und nun zwanghaft nach Intimität und Bestätigung suche, es aber aus Furcht vor Ablehnung nicht wage, eine feste Bindung einzugehen. Und dass es überdies ja spannend und schön sei, mit immer neuen Frauen zu schlafen. Auf seine Frage, was sie dazu meinte, antwortete sie, er wirke ziemlich selbstverliebt und strahle eine verzweifelte Einsamkeit aus. Außerdem möge sie keine Männer, die rauchen, und dann fragte sie ihn, ob er sich jemals Gedanken darüber gemacht habe, dass der Rauch sich auch im Stoff seines Kamelhaarmantels festsetze. Bob hielt einen ausführlichen Vortrag über den Unterschied der Ziegenhaare in seinem Mantel und den gewöhnlichen Kamelhaarmänteln und kam dann irgendwie auf »Purple Rain« zu sprechen, ein Song, der so viel mehr sei als eine normale Rockballade, schließlich sei das Lied nach der letzten gesungenen Zeile noch nicht einmal zur Hälfte vorbei. Erst danach kämen die besten fünf Minuten mit heulenden Gitarren, gefolgt von einer Implosion und zwei Minuten reinster Anarchie. Er brachte den Barkeeper dazu, den Song zu spielen, sang mit, auch bei den Gitarrensoli, und tanzte dazu im Axl-Rose-Stil. Alice sah aus, als wüsste sie nicht, ob sie lachen oder sich übergeben sollte. Einen Monat später waren sie ein Paar. Und danach hatte Bob keine anderen Frauen mehr angesehen. Es war, als hätte sie ihn vollkommen verändert, als hätte sie den Frosch geküsst. Bis vor drei Monaten. Jetzt – zwölf Jahre nach ihrem ersten Treffen – hüpfte der Frosch wieder draußen herum.

»Wenn du es genau wissen willst, sie hat mich verlassen«, sagte Bob.

»Will ich nicht.«

»Jetzt weißt du es trotzdem. Aber sag mal, gehört es nicht irgendwie zu deinem Job, zuzuhören und so zu tun, als hättest du Verständnis?«

»Nein. Aber okay, sie hat dich abserviert, überraschen tut mich das nicht.«

»Nicht?« Bob schlug den Kragen seines Kaschmirmantels zur Seite und hörte selbst, dass seine Worte etwas unartikuliert klangen. »Sehe ich etwa aus wie ein Mann, den die Frauen abservieren, Liza?«

»Keine Ahnung. Aber wer hier am Vormittag auftaucht und seinen Frust ersäuft, ist in der Regel verlassen oder von seinem Chef gefeuert worden. Und du siehst so aus, als hättest du noch einen Job.«

»Ui, hast du es schon mal als Detektivin probiert?«

»Willst du damit sagen, dass ich als Barfrau nichts tauge?«

Bob lachte. »Taffes Mädchen.« Er reichte ihr die Hand.
»Mein Name ist Bob.«

»Hallo Bob. Nimm es nicht persönlich, aber ich fasse keinen Gast an, und die lassen ihre Finger von mir.«

»*Fair enough*«, sagte Bob und zog seine Hand zurück. »Und wie sieht es bei dir aus, Liza? Hast du jemals Liebeskummer gehabt?«

»Ich bin Barkeeperin, mehr brauchst du über mich nicht zu wissen.«

»Okay, aber beantworte mir noch eine Frage. Sind Männer mit Liebeskummer in deinen Augen attraktiver als andere?«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Willst du wissen, ob du eine Chance hast, mich ins Bett zu kriegen?«

»Was lässt dich glauben, dass ich das will?«

»Willst du nicht?«

Bob dachte nach. »Wenn es stimmt, was man sagt, und so ein Fick mit jemand anderem wirklich gegen Liebeskummer hilft, dann ja, klar.«

Bob war sich nicht sicher, glaubte auf dem harten, verschlossenen Gesicht aber den Anflug eines Lächelns zu erkennen.

Sie begann, die Weingläser zu polieren, die an dem Gestell über dem Tresen hingen. »Vermutlich hilft das ebenso gut,

wie sich in die Hose zu pinkeln, wenn einem kalt ist. Und ob dich Liebeskummer attraktiv macht? Nein. Ist doch möglich, dass sie dich abserviert hat, weil du im Bett nichts taugst.«

Bob beugte sich vor und legte eine Hand auf seinen Bauch.
»Ui, der hat gesessen, Liza. Gib mir noch einen.«

Liza schenkte ihm nach. »Also. *Hast du Liebeskummer?*«
»Würdest du mit mir schlafen, wenn es so wäre?«

Bob war sich jetzt sicher, dass sie lächelte. »Komm schon, Liza, du langweilst dich hier doch ebenso wie ich, unterhalten wir uns einfach. Die Frage ist rein hypothetisch, und die Antwort kann auch vor Gericht nicht gegen dich verwendet werden.«

»Unterhalte mich lieber mit deinem Liebeskummer.«

»Sie heißt Alice.«

»Habt ihr Kinder?«

»Nein.«

»Pleite?«

»Nein.«

»Seitensprünge?«

»Nein.«

»Was ist dann passiert?«

»Sie hat aufgehört, mich zu lieben.«

»Dann glaubst du, dass sie dich einmal geliebt hat?«

»Ja«, sagte Bob. »Das hat sie.«

»Und warum jetzt nicht mehr?«

»Das ist ... kompliziert.«

Sie hängte das Weinglas zurück und begann, das nächste zu polieren, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

»Ich dachte, du wolltest darüber reden?«

»Jetzt bist du an der Reihe«, sagte Bob und rang sich ein Lächeln ab. »Würde ich ein Date mit dir kriegen?«

»Nein.«

»Rein hypothetisch«, sagte er. »Wenn du nicht hier arbeiten würdest.«

Sie schüttelte leicht den Kopf, resigniert wie jemand, der

dem Drängen eines Kindes nachgab, und sagte: »Kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Was du einer alleinerziehenden Mutter zu bieten hast.«

»Ah, alleinerziehende Mutter.« Bob lächelte breit. »Ich kann ihr Sicherheit bieten. Arbeit im öffentlichen Dienst und bin so gut wie unkündbar. Und ...« Bob schob die Hand in die Tasche seines Kaschmirmantels und warf eine längliche, rechteckige Plastikpackung auf den Tresen.

Liza beugte sich widerwillig vor und betrachtete das Päckchen. Schnitt eine Grimasse. »Ein Gummi?«

»Sicherer Sex. Diese Kondome sind die dicksten, die man kriegen kann.«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Du hast Angst, Kinder zu bekommen?«

Bob zuckte mit den Achseln. »Ich habe Angst, zu früh zu kommen, und mit dem da fühlt mein Schwanz so gut wie gar nichts.«

Jetzt lachte Liza laut. Ihrer Stimme war zu entnehmen, dass sie ihre Ration Zigaretten bereits geraucht hatte. »Du bist echt süß, Bob.«

»Süß genug, um dir irgendwo in einem anderen Lokal einen Kaffee zu spendieren?« Bob zog das Kondom zu sich.

Sie schüttelte den Kopf. »Machst du das immer so?«

»Wieso so?«

»Erst Sturmangriff, dann Rückzug und Belagerung?«

Bob dachte nach. »Ja. Und dann erneuter Sturmangriff, Rückzug und Belagerung. Funktioniert es?«

»Sicher. Aber bei mir nicht.«

»Warum nicht?«

Liza verdrehte die Augen.

»Komm schon«, sagte Bob. »Ich bin ein bisschen aus der Übung. Was mir fehlt, sind konstruktive Rückmeldungen.«

Liza bemerkte das Nicken eines der beiden anderen Gäste. Ein älterer Mann, der seinen Mantel anbehalten hatte. Sie

nahm ein Glas und drehte den Deckel von der Wodkaflasche. »Wie du willst. Was ich jetzt sage, ist aber nur einer der Gründe, weshalb ich wirklich kaum weniger interessiert sein könnte. Du kommst hier rein, und ich bin die erste Frau, die du siehst und die irgendwie lebendig ist. Es hat nicht einmal fünf Minuten gedauert, bis du mich im Bett haben wolltest. Und das als Trostpflaster für die Frau, die dich gerade verlassen hat. Sagen wir mal – rein hypothetisch –, dass ich total happy wäre, heute Nacht mit dir im Bett zu landen. Hört sich das deiner Meinung nach wie Qualität an, nach Menschen, die sich selbst etwas wert sind?«

»Also ...«

»Ja?«

»Wird das mit der Qualität nicht ... generell ... überbewertet?«

Liza sah ihn an, schüttelte langsam den Kopf und schnalzte dreimal leise mit der Zunge.

»Und was genau meinst du mit Qualität, Liza?«

Liza drehte den Deckel auf die Wodkaflasche. »Durchhaltevermögen.«

»Durchhaltevermögen? Wie in ...«

»Nein. Wie ein Mann, der bleibt.«

Sie legte die Hände auf den Tresen, und Bob Oz begegnete ihrem Blick. Dann nahm sie das Wodkaglas und ging zu dem Tisch, an dem der alte Mann saß. Bob sah ihr nach. Sie stellte das Glas vor den Mann hin und redete kurz mit ihm, bevor sie die Krücke aufhob, die zu Boden gefallen war, und sie wieder an den Stuhl des Mannes lehnte.

Das Handy in der Innentasche von Bobs Mantel begann zu vibrieren.

Er nahm es heraus. Es war Commander Walker. Nach kurzem Zögern nahm er den Anruf entgegen.

Walker hörte sich, wie erwartet, ziemlich wütend an. »Wo zum Henker stecken Sie, Oz?«

»Dinkytown, Chef.«

»Warum sind Sie nicht auf der Arbeit?«

»Das bin ich. Ich überprüfe die Ausschankgenehmigung einiger zwielichtiger Läden.«

»Sie sind Mordermittler, Oz.«

»Dann tippe ich mal, dass es irgendwo einen Mord gegeben hat?«

Pause.

»Haben Sie getrunken, Oz?«

»Gibt es eine Adresse für die Tat, Chef?«

Walker seufzte schwer und nannte ihm die Anschrift.

»Das wundert mich jetzt nicht«, sagte Bob und notierte sich den Tatort. Er beendete das Gespräch, stand auf und knöpfte sich den Mantel zu, während Liza wieder hinter den Tresen ging.

»Die Pflicht ruft?«, fragte sie.

»Ja«, erwiederte Bob und legte ein paar Scheine auf den Tresen.

Liza hielt einen davon ins Licht, um zu überprüfen, ob sie echt waren. »Sehen wir dich wieder, Bob?«

»Hoffen wir das?«

»Wenn du weiterhin so großzügig Trinkgeld gibst, definitiv.«

»Wann schließt ihr?«

»Um neun. Aber vielleicht solltest du es mit dem Trinken etwas langsamer angehen lassen. Herz und Leber werden es dir danken. Es gibt da einen Zusammenhang, weißt du.«

»Danke für den Hinweis«, sagte Bob lächelnd. »*Ha det bra.*«

»Was war das denn?«

»Norwegisch. *Be well.*« Bob ging lächelnd zum Ausgang. Spürte, dass seine Schritte etwas unsicher waren. Einen Moment blieb er in der geöffneten Tür stehen. Dann ging er zurück zum Tresen, wo Liza grinsend die Hand hob. Bob Oz schnappte ihr das Kondom aus den Fingern, verbeugte sich übertrieben galant und ging.

Bob setzte sich hinter das Steuer des zivilen Einsatzfahrzeugs, das er auf der anderen Seite der Eisenbahnbrücke am Straßenrand geparkt hatte. Wie zwei Drittel der Polizeiflotte war es ein Ford. Da er in seinem Zustand kein fehlerfreies Fahren garantieren konnte, nahm er das Blaulicht aus dem Handschuhfach, öffnete das Fenster, plazierte den Magnetfuß auf dem Dach und überprüfte, dass es blinkte. Dieser Teil von Dinkytown wurde größtenteils von Nachteulen und weißen Bauernsöhnen bewohnt, die zum Studieren und zum Feiern in die Stadt gekommen waren, aber nicht einmal hier würde die Polizei auf die Idee kommen, ein Einsatzfahrzeug wegen eines Promilletests anzuhalten. Bob wählte die Route über die Marshall Street und die Broadway Bridge über den Fluss und rechnete damit, in einer Viertelstunde am Tatort zu sein. Kurz darauf steckte er hinter einem Auto mit einem ovalen blauen Aufkleber fest. GUN OWNER FOR TRUMP 2016. Donald Trump war unterhaltsam, das musste man ihm lassen, dabei hatten Hillary Clinton und die Demokraten gejubelt, als die Republikaner diesen unverträglichen Verrückten nominiert hatten. Und die Umfragen jetzt kurz vor der Wahl gaben ihnen recht. Bob nahm sein Handy, drückte auf die Wiederwahltaste und hörte: »Hallo, hier ist der Anrufbeantworter von Alice. Könntest du bitte so nett sein und hier nicht mehr anrufen, Bob?«

Bob wartete auf das Signal für die Aufnahme und begann zu reden. »Okay, das war neu, Alice, das muss ich dir lassen. Eigentlich wollte ich dir nur sagen, dass ich mich anders entschieden habe. Ich werde dir das Haus nicht überlassen, auf jeden Fall nicht zu dem Schätzwert. Außerdem solltest du wissen, dass ich letzte Woche eine Sechsundzwanzigjährige gevögelt habe. Angeblich eine Aerobiclehrerin, wenn sie nicht gerade Jura studiert. Ihr Großvater war Ojibwe-Häuptling. Ich bin ja vorsichtig, was diese Details angeht, Frauen erzählen mitunter ja allen möglichen Mist, aber das wissen wir ja, oder, Alice? Ich will dich damit aber nicht eifersüchtig oder so

machen, wir sind ja ... erwachsene Menschen.« Bob hielt an einer roten Ampel. Er war zufrieden, dass er bis jetzt ruhig geblieben war und sich beherrscht hatte. »Ich rufe nur an, weil sie mich letzte Nacht angerufen und behauptet hat, ich hätte sie mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt, von der ich noch nie gehört hatte. Sicher irgendein neuer Scheiß von der Westküste. Ich will dir also nur den freundlichen Rat geben, dich checken zu lassen. Schließlich könnte der Grund ja dieser Stan The Man sein. Vielleicht hast du ihn ja doch gevögelt, bevor ich ausgezogen bin, auch wenn du das leugnest. Ist doch möglich, dass ich den Scheiß von dir habe, als wir am Hidden Beach zuletzt miteinander gefickt haben.«

Bob registrierte, dass seine Stimme nicht mehr beherrscht war und er die letzten Worte gebrüllt hatte. Sie waren wie dafür gemacht.

»Du erinnerst dich doch noch daran, oder? Ja, das tust du, denn so gut hat es dir seither sicher keiner mehr besorgt? Oder, *bitch*?«

Bob warf das Handy gegen die Windschutzscheibe, sodass es durch das Auto flog und irgendwo verschwand. Dann legte er beide Hände auf das Lenkrad und atmete tief durch. Links von ihm hatte ein Wagen mit Zebramuster gehalten, dessen Fahrer die Scheibe heruntergekurbelt hatte und ihn direkt anstarre. Der Blick des Mannes war verschleiert, der Mund stand halb offen. Als begaffte er irgendein Tier im Zoo. Bob wusste, dass er es nicht tun sollte, konnte aber ganz einfach nicht anders und kurbelte die Scheibe herunter.

»Was glotzt du denn so, Mann? Hast du noch niemanden gesehen, der Amok läuft?«

Die Miene des Mannes änderte sich nicht, und Bob wurde klar, dass der Typ irgendein Problem haben musste. Dann streckte der Mann die Hand aus dem Fenster, zeigte auf Bob und sagte mit langsamer, monotoner Stimme: »Warum hältst du bei Rot, wenn du so eine Lampe hast?«

Bob öffnete und schloss seinen Mund ein paar Mal, aber

sein Hirn produzierte nichts. Dann fuhr das Zebraauto neben ihm los, und hinter ihm hupte jemand. Bob fluchte leise und trat das Gaspedal herunter.